

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 1

Artikel: Geschichtlichkeit
Autor: Bartholdy, A. Mendelssohn
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschichtlichkeit ¹⁾

von A. Mendelssohn Bartholdy

Die Sprache, – eines Volkes beste Zeugin im Prozeß der Geschichte – hat im Deutschland der Gegenwart einen merkwürdigen Zug aufzuweisen. Dieser Zug im Gesicht der deutschen Sprache ist nicht freundlich zu nennen; er ist, von einer harten Not vergangener Zeiten in den Ausdruck unseres Denkens eingedrückt, ein herber, fast ein böser Zug. Ich meine die Art, in der wir neben einem eingeboren-eigenen, fest auf seinen Füßen stehenden Wort für denselben Gegenstand ein Fremdwort in Gebrauch nehmen und nur dadurch, daß wir dieses fremde Wort nehmen, eine Kritik an dem üben, wovon wir sprechen, eine Kritik, die sich von leisem, noch fast liebevollem Spott zum bitterbösen Schimpf und Hohn steigert, verächtlich das Uneigene, nicht zum Wesen Gehörende wegwerfend. Wir wissen, daß diese eigentümlich geringschätzige Verwendung des fremdstammigen Worts im Deutschen nicht, wie das wohl dem Ausländer erscheinen mag, eines der Zeichen unserer bäuerischen Manier ist, ein Rest der durch keinen westlichen Einfluß ganz zu zivilisierenden deutschen Grobheit, sondern im Gegenteil eine recht subtile, also im Grund keineswegs deutschtümliche Abwehr der Geistigen, der Dichter und Denker des Volkes, die ihre Sprache von dem vornehmthuend gespreizten Welschparlieren der Hofleute, vom Papierlatein der Bürokraten, vom schwerfälligen Galimathias der Professoren aus der Unterhaltung der Gebildeten verdrängt, ja zuletzt, als der Bürger im Handelskontor, der Kaufmann im Laden, der Müßiggänger im Tabakhaus die modische Geziertheit seiner Oberen nachäffte, in Gefahr sahen als Schriftsprache unterzugehen – und nun rächten sie sich, indem sie das fremde Wort neben dem deutschen als das geringere, das oberflächlich spottende oder gar abgeschmackt falsche im Umlauf ließen, die reine Sprache des eigenen Volkslautes für das Gedicht, für die Predigt, für die Lehre aller Weisheit bewahrend.

Weshalb davon hier die Rede ist? Weil es für den, der sich hier anschickt, von der Bedeutung der Geschichte zu sprechen, recht viel bedeutet, ob die Leser ihn mit dem deutschen Wort oder dem Fremdwort

¹⁾ Eröffnungsrede zur Heidelberger Tagung des Internationalen Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit.

nennen – einen Liebhaber oder einen Dilettanten der Geschichtschreibung.

Ein Dilettant oder ein Liebhaber? Ich müßte mich auch beim leichten Makel des Fremdworts zu bescheiden wissen. Als wir vor sieben Jahren, ein Historiker, ein Philolog und ein Jurist, daran gingen, die Vorkriegsakten des Auswärtigen Amtes zu sichten, deren umfängliche Sammlung wir zu Anfang dieses Jahres abschließen konnten, da schien es vielen ehrlichen Fachmännern bedenklich, daß dem einen wohlgeschulten Kenner des Urkundenwesens zwei Unkundige in dieser höchsten Vertrauensaufgabe des Staates zugesellt wären; und ein Professor der Geschichte, sehr verdient durch die Redaktion politischer Memoiren, hat sogar eine Warnung davor erlassen, daß man den Professor des gemeinen bürgerlichen Rechts für einen geschichtskundigen Mann nehme – möge er in seinem Dilettantismus glauben, Akten lesen und veröffentlichen zu können, so fehle ihm doch das Arkanum der Wissenschaft, nämlich der Wille zur Herrschaft über den Stoff, der sich im Auswählen, im Weglassen, – er scheute auch das ehrliche Wort der machtpolitischen Auffassung nicht: im Unterdrücken von Aktenstücken – zeige. Und vielleicht wird mancher, ehe ich geendigt habe, ihm innerlich beistimmen und finden, daß ich, ein Dilettant, auch jetzt wieder zu viel gesagt, zu wenig unterdrückt hätte.

Aber ich gestehe, daß ich es doch lieber hätte, wenn man mich einen Liebhaber der Geschichte hieße. Ist an dem ehrwürdigen Plan einer universitas litterarum, der sich Hunderte von Jahren hindurch fast wie eine göttliche Ordnung der geistigen Angelegenheiten aller Länder, von Bologna, Krakau, Paris bis nach Yale und Harvard durchsetzte und erhielt, irgendetwas im Grunde Wahres, so muß es doch dies sein, daß zwischen den Fakultäten der gute Wille zum Verstehen der Nachbarzunft bei aller Handwerklichkeit des eigenen Fachs liebevoll gepflegt wird und, wer hier zu Hause ist, doch immer gern auch dort drüben zu Gast geht. Solche abendlichen Mußbestunden, in denen sich der Eine am Betrachten der frei wachsenden Natur von seinem Arbeitstag gebundener Gesetzlichkeit erholt, der Andere nach seinem pfleglichen Werk an wunden Menschenkörpern sich in die Unendlichkeit der Himmelskunde verliert, ein Dritter, dem die logisch bestimmte Lösung von Zahlenverhältnissen gelungen ist, sich dem Reiz eines unlösbaren Problems der Gottesnähe oder Gottesferne hingibt, sind in der Tat dem geistig lebenden Menschen unentbehrlich, wie dem seelisch lebendigen Menschen die Freundschaft unentbehrlich ist. Und so möchte ich von

der eigenen Facharbeit aus, die den Richter lehren soll, aus dem toten Buchstaben der Urkunde, dem trüben Atem eines gesprochenen Zeugnisses, der stummen und verstockten Macht der Dinge das klare Recht herauszufinden, als Liebhaber zu der Geschichte gehen, die bei ihrem Suchen nach der Wahrheit glauben kann, so viel unbehinderter durch das Gegenwärtige, so viel unabhängiger vom Körperlichen der Dinge, so viel näher ihrem reinen Sinn zu sein.

Indessen wird uns, wenn wir von einer der anderen Wissenschaften zur Geschichte kommen, auch sogleich das Einzigartige dieser Wissenschaft deutlich. Dürfen wir sie nicht die menschlichste unter den Wissenschaften nennen? Ist sie nicht die prometheische, den Göttern trotzen- de Wissenschaft, die das Feuer unter den Menschen herumreicht, ein Sinnbild der wärmenden Unruhe des ewigen, des unauslöschlichen Streites, zu dem wir geboren werden?

Andere Wissenschaften suchen die ewigen Gesetze, in denen sich alles löst – diese sucht aller Dinge Wandelbarkeit, für die es kein Ende gibt. Andere Wissenschaften suchen das Göttliche, das über ihnen ist, suchen es vielleicht unter materialistischen Beteuerungen, suchen es leugnend, und müssen es doch suchen; die Geschichte aber sucht den Menschen, und nicht sein unsterbliches, sondern sein irdisches Teil. Andere Wissenschaften wollen heilen, wollen jäten und pflanzen, wollen richten und weisen, und alle sehen sie in die Zukunft und möchten die Ewigkeit erreichen; das Vergangene ist ihnen abgetan; sie halten es mit dem Lukas-Spruch, der im Englischen unter den tätigkeitsfrohen, auf das Weiterzeugen bedachten Völkern zu einer Redensart des täglichen Umgangs geworden ist: Laßt die Toten ihre Toten begraben.

Wie ruchlos aber muß solch ein Wort den Geschichtschreiber dünken, der die Totenmale von Jahrtausenden in seiner Hut hat! Er will, daß die Lebenden sich in dem großen Friedhof der Welt wissen, auf dem nur gilt, was vergangen ist, und der sie hinunternehmen wird, damit sie, die nun selbst stumm geworden sind, durch den Mund der Anderen, der Überlieferer, in dem großen Chor der Gewesenen den ewigen, immer betäubender anschwellenden Gesang der Vergänglichkeit, der Unwirklichkeit des Geschehens, den Gesang der Endlosigkeit ertönen lassen.

Denn daß ich es nun von dem festen zentralen Punkt der Rechtswissenschaft aus sage, den wir Juristen in der endgültig bindenden Kraft des Urteils, in der Unverbrüchlichkeit des Gesetzes finden: Wir, die man oft weltfremd nennt, sind ja in diesem Hauptstück die opportunisti-

schen Diener einer bequemen Unwahrheit und müssen mit Neid sehen, wie frei die Geschichtswissenschaft, die ihren Beruf recht erkennt, von unserer Schwäche ist. Für uns Juristen ist die Finalität, die den letzten bohrenden, suchenden Zweifel verbietet, ja verpönt, der eigentliche Halt des Rechts. Wir wissen, daß Verträge, auch außer den Fällen offenbaren Betrugs, erschlichen und erlistet werden, aber wir zwingen die Parteien, sie zu erfüllen, um der Sicherheit des Durchschnitts willen, dem wir Tag um Tag ein Stück unseres Gewissens opfern. Wir wissen, daß das Verbriefte und Versiegelte, indem es sich unveränderlich gegen den Wandel der Zeiten zu behaupten strebt, falsch wird, und dennoch geben wir seinem Buchstaben gegen das Leben recht. Wir wissen, daß die Richter, Menschen wie wir alle und dem Zwang strenger Formen unterworfen, unter vielen Wahrsprüchen auch Fehlurteile fällen, aber wir sagen, tausendjähriger Überlieferung aller Länder und Völker folgend, daß diese Fehlurteile, wie die gerechten, nach einem Zeitablauf die Kraft Rechts gewinnen, und wir verbieten selbst die Frage danach, ob sie richtig waren.

Allem dem aber hält die Geschichte ihr unnachgiebiges Suchen nach der Wahrheit entgegen, und wir müssen gestehen, daß wir, geblendet, kaum diese Helligkeit ertragen können, die Helligkeit der unendlichen Bewegung, der niemals einschlafenden Frage, des Gewissens, das keinen Zwang einer Form duldet. Immer wieder versuchen wir uns starr zu machen, in Verfassungen, in Staatsgrenzen, in Bündnisverträgen; aber die Geschichte löscht die Zeichen und Kreuze aus, mit denen wir den gleichen Ablauf der Jahresuhr im Kalender aufhalten möchten. Immer wieder errichten wir den festen Platz, in dem unser Götzenbild, aere perennius, thront; aber die Geschichte legt das Feuer der Empörung daran, die aus den Herzen und Sinnen der jungen Menschen bricht, und an der Stelle, wo laut die Macht auf ihren ewigen Bestand pochte, klopft nur noch vorsichtig der kleine Hammer des Altertumsforschers. Immer wieder fordern wir die Aussicht auf das Allgemeingültige, den Anblick Gottes; aber die Geschichte weist uns zurück auf den Menschen in seiner Unvollkommenheit, seinem inneren Widerspruch von Körper und Geist, seinem Ichtum, das sich der Ergebung in die Gottesgemeinschaft weigert. Von allen Wissenschaften ist es die Geschichte, in der sich der Mensch selbst bis aufs äußerste steigert.

Es gibt eine merkwürdige Stelle in Marcel Prousts wunderbarer und schrecklicher Geschichte vom Suchen nach der verlorenen Zeit, wo er die Gewalt der Erfahrung, des Erlebnisses, der Geschichtserfahrung be-

schreibt: « Ce qu'on appelle expérience n'est que la révélation à nos propres yeux d'un trait de notre caractère qui naturellement reparaît et reparaît d'autant plus fortement que nous l'avons déjà mis en lumière pour nous-mêmes une fois, de sorte que le mouvement spontané qui nous avait guidé la première fois se trouve renforcé par toutes les suggestions du souvenir. Le plagiat humain auquel il est le plus difficile d'échapper, pour les individus (et même pour les peuples qui persévèrent dans leurs fautes et vont les aggravant) c'est le plagiat de soi-même. »

Ich weiß für die Seelentemperatur des europäischen Menschen keinen feineren Messer als Proust, und wie er recht hat für die Geschichte des Wesens, das ihm die Welt bedeutet, seiner selbst, so auch für das Volk unseres Weltteils. Und in diesem Sinn ist denn auch Geschichte eine ganz europäische Angelegenheit.

Denn man mag sich freigemacht haben von allem Zauber, den schon das Wort Europa in seiner verführerischen Kadenz ertönen läßt; man mag erkannt haben, daß die Umgrenzung dieses Weltteils ein gegen die Natur sündigendes Schreiberwerk von Mönchen und Räten der Höfe ist und daß die mittelländischen und die ägäischen Völker zusammengehören und desgleichen die Völker, die um Nordsee und Ostsee wohnen, nicht aber die Völker im Norden und Süden des Gebirgs, auf dem sich die Wasser scheiden; man mag im Innersten das Gesetz fühlen, daß das Leben des Menschen dem Lauf der Flüsse folgen muß, das Gesicht dem Meer zugewandt, in das wir münden müssen: *tamquam lignum quod plantatum est secus decursus aquarum* – aber dann gerade gilt es zu bekennen, wie gewaltige Kraft der Gedanke in sich haben muß, der die widerstrebende Natur zwingen, der die Völker immer wieder den verbotenen Weg über die vereisten Alpen in die andere Welt suchen lassen, der Europa zu einem geschichtlichen Bewußtsein machen konnte, obgleich es nie die Wirklichkeit war noch werden kann.

Zu einem Bewußtsein, an dem viele von uns, und nicht die Schlechtesten, klagend krankten. Kommt einer von uns hinüber in die junge Welt, auf eine Plattform in Buffalo oder Detroit zu stehen, so fühlt er die zerreißende Gewalt des Unterschieds, fühlt, wie sie dort beschwingt sind zum Flug in das Morgige dadurch, daß sie einmal, ihre Väter oder ihre Großväter oder sie selbst, den Menschen der alten Welt mit seinen Erinnerungen abgeworfen und sich gelobt haben, was immer sonst ihre menschliche Schwäche sein möge, sie wollten nie mehr jenes „Plagiat an sich selbst“ begehen, in dem der besinnliche Europäer lebt, dichtet,

träumt, politisiert und Kriege führt – fühlt, wie jene beschwingt sind und wie wir dagegen bedrückt sind in unserer Geschichtlichkeit.

Uns Europäern ist die Geschichte wahrhaftig kein freundlich wärmendes Feuer im Kamin, bei dessen Geflacker wir abends zusammensitzen und von dem wir die letzten Funken und Lichter hinübernehmen möchten in den Traum der Nacht und dann in die Arbeit des nächsten Tags. Kaum einer ist unter den großen Menschenführern der alten Welt, der nicht als Grabschrift über seinem Lebenswerk uns die bittere Klage über Undankbarkeit und Verrat, über vergeudete Mühe und, das schlimmste von allem, über die Dummheit hinterlassen hätte, die, indem sie ihn groß preist, ihm gerade das vorenthielt, was er in seiner Einsamkeit am sehnlichsten zu haben verlangte, den Glauben an seine Güte. Friedrich der Große, der Held, den Carlyle uns verehren geheißen hat, in seinem Alter, und Napoleon auf St. Helena oder des Kaisers große Gegenspieler, William Pitt und unser Freiherr vom Stein; Metternich, der das Schicksal des Kontinents in seinen Händen hielt, unter Gottes sonderlicher Führung seines Weges gewiß, und der, ein gebrochener Mann, ins Exil ging, Sicherheit seines Lebens in dem verhaßten Inselland des Liberalismus zu suchen; oder, dem neuen Jahrhundert zu, Cecil Rhodes in der Bitternis seiner letzten Jahre, als der Jameson Raid schimpflich mißlungen war und der Traum einer Bruderschaft der britischen, deutschen und skandinavischen Reiche in Spott und Hohn versunken schien, von den Bündnissen und Ententen der Politiker verdorben; und Bismarck – nicht der Bismarck nur, der sich aus der Fülle der Macht gestürzt und sein Lebenswerk zerbrochen sah, sondern der Eiserne Kanzler schon, auf dessen Wort die Welt mit angehaltenem Atem hörte und der doch umgeben war von Verrat und übler Nachrede in den Ämtern, unter den Höflingen, selbst unter den Frauen, die er mit der Krone des Reichs gekrönt hatte und die ihn in ihren Briefen nicht anders nannten als den „Bösen“, „the wicked man“.

So ist es, daß wir uns des Lebens unserer Großen erinnern. Wir haben im Schatz des Werkes unserer Musiker eine höchste Glorie, Bachs Matthäus-Passion. An Ostern gehen wir in die großen alten Kirchen, in Bachs eigene Thomaskirche in Leipzig, wenn wir es können, um dieses wahre Sakrament der Frömmigkeit zu empfangen; aber wenn wir zur Szene des Gerichts kommen und hören das tobende Volk sein „Barrabam“ und sein „kreuzige ihn“ schreien, und dann wieder, im Hof des Hohenpriesters zur Nacht, wie Petrus nicht einmal, sondern dreimal den Herrn verleugnet, und hören beim drittenmal, als der

Morgen graut, den Hahn krähen – wissen wir dann nicht, jeder von uns auf seine kleine Art, daß wir auf solcher Probe gestanden und, öfter als Petrus, die Kraft nicht aufgebracht haben, unseren wahren Führern die Treue zu halten? In unserer Geschichte ist mehr Verleugnen des Herrn als Gefolgschaft für ihn.

Dem klugen Wort französischer Selbstbetrachtung, das ich zitierte, mag ein deutsches Gedicht zur Seite stehen, in dessen Versen diese Melancholie der Geschichte klagend umgeht, Conrad Ferdinand Meyers Gedicht von der alten Brücke über die Reuß, wo der Paßweg über den Gotthard nach Italien ging; ein verlassener Pfad heute, aber der steile Steinbogen überspannt noch die Schlucht des wilden Bergwassers, von Gras und Kräutern überwachsen, die seine Steine langsam lockern:

Dein Bogen, grauer Zeit entstammt,
Steht manch Jahrhundert außer Amt.
Ein neuer Bau ragt über Dir,
Dort fahren sie! Du feierst hier.

Und dem einsamen Wanderer zeigen sich auf dem alten Weg wandelnd die Geister der Menschenzüge, die vordem hier gingen, die Kaiser, stolze Eroberer oder geduckte Büßer, die Händler und Landsknechte, der Pilger und der landflüchtige Verbrecher, und in ihrem schattenhaften Vorbeiziehen sieht der Dichter die Nichtigkeit des Menschen-treibens.

Vorbei, vorüber ohne Spur!
Du fielest heim an die Natur,
Die Dich umwildert, Dich umgrünt,
Vom Tritt des Menschen Dich entsühnt.

Und so scheint es gut, denn nun kehren die Steine in den Schoß der Mutter Erde zurück, aus deren Leib sie schmerzhaft geschlagen waren, und eine neue Fruchtbarkeit wächst über das Mauerwerk empor, bis es ein Paradies ist, ein Garten der Unschuld, in den kein Weg von Menschen getreten, kein Weg der Geschichte führt.

Indessen, wenn all dies gesagt ist, und wir von Herzen den Armen-sünderspruch von Europa gesprochen haben, bleibt uns doch auch ein Trost übrig. Wieder und wieder hat sich aus aller Sündigkeit, aus allem vergeblichen Hader unserer zweitausend Jahre europäischer Geschichte der Mensch aufgerafft zu dem großen Ringen seiner Seele mit Gott; im augustinischen und im franziskanischen Glauben, in der hohen virtù der Humanisten, in den Stürmen der Reformation ist unserer Menschheit erkämpft worden, was nie vorher und nirgends sonst in der Welt gesehen worden ist: die Erweckung der Seele in Millionen und Mil-

lionen von Menschen, die Schärfung der Sinne ihres Gewissens für das, was Gut und Böse, was Recht und Pflicht ist. So weit wir hinausschweifen mögen in eine Zukunft, in der andere Menschenart vor anderen Gottesbildern stehen wird, niemals wird unserem eigenen europäischen Bereich in der Universalgeschichte dieser Ruhm verloren gehen können, daß in ihm den Menschen und Völkern die Freiheit des Gewissens erwacht ist und mit dieser Freiheit die Pflicht zur Rechenschaft, die Verantwortung und jene hohe Sittlichkeit, die nie mehr eine Schuld auf die Anderen zu schieben trachtet, sondern das *mea culpa* in Demut, aber auch als tapferes Bekenntnis zu sich selbst zu sprechen vermag. Und bei dieser europäischen Aufgabe ist die Geschichte der erste Minister der Völker gewesen. In ihrer Hand liegt der Stab, der entzaubernd an das Innere jedes Wesens rührt; sie ruft den Menschen heraus und heißt ihn er selbst sein. Aber sie sondert nicht nur, sie bindet auch; und ihr Werk ist erst vollbracht, wenn sie aus dumpfer Menge, den freien Willen in jedem einzelnen weckend, beseelte Gemeinschaft gemacht hat.

So kann denn ein Wort der Hoffnung den Schluß machen und zugleich zu den Stimmen der großen Völker die englische Stimme fügen, Francis Bacons, wo er von der orphischen Gewalt der Staatswissenschaften, vornehmlich der Geschichte, spricht:

«Auf dem Orphischen Schauplatz ist alles Getier und die Vögel des Himmels versammelt; sie vergessen jedes sein Gelüst, dieses nach Beute, jene nach Spiel oder Streit; stehen gesellig beieinander und lauschen dem Singen und Tönen der Harfe, deren Klang aber kaum verstummt oder von einem anderen lauterem Geräusch übertäubt ist, als auch schon jedes Tier zu seiner eigenen Natur zurückkehrt: und darin ist Wesen und Stand der Menschen trefflich beschrieben, die von wilden und zügellosen Begierden nach Gewinn, nach Sinnenlust und nach Rache voll sind; so lang sie nun weltlicher und geistlicher Regel und Gesetz Gehör geben, hold von Beredsamkeit berührt, die ihnen aus Büchern, Predigten und Staatsreden spricht, so lang ist die Gesellschaft in friedlicher Ordnung erhalten; schweigen aber diese Instrumente oder sind sie vor Aufruhr oder Tumult nicht zu hören, dann lösen sich alle Dinge in Anarchie und Verwirrung auf.»

Seien wir nur immer dessen eingedenk, daß aller Menschen Stimmen Saiten sind des gewaltigen Instruments, auf dem Orpheus den Völkern der Welt das Schicksalslied ihrer Geschichte erklingen läßt.